Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 76 (1999)

Rubrik: Miszellen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MISZELLEN

Aus Freiburger Bibliotheken I

Die Bibliothek von Hans Meyer und das Traumbuch Cardani

Über die ehemals in Freiburg vorhandenen Bibliotheken gibt es leider keine umfassende Publikation. Die älteste Darstellung zur geschichtlichen Entwicklung des Freiburger Bibliothekswesens findet sich im dritten Band des gedruckten Kataloges der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg (KUBF) aus dem Jahre 1859, eine jüngere in der Festschrift zur Eröffnung des neuen Gebäudes von 1911. Ansonsten aber ist man auf Einzeldarstellungen angewiesen wie jene von Wagner über die Bibliothek Falck oder von Horodisch über die Bibliothek Gandelfing sowie die von Tremp und Imbach herausgegebenen Beiträge zur hiesigen Franziskanerbibliothek. Um eine breitere Öffentlichkeit für die ehemals in Freiburg vorhandenen Bücherschätze zu sensibilisieren und um auf ein häufig übersehenes und leider nicht immer allzu respektiertes Kulturgut aufmerksam zu machen, soll hier mit einer Reihe begonnen werden, die in loser Folge dem Leser einzelne Freiburger Bücherschätze vorstellen möchte. Den Anfang macht das *Traumbuch* des Girolamo Cardano, das 1580 in die bislang unbeachtete Bibliothek des Freiburger Ratsherrn Hans Meyer kam und sich heute in Schweizer Privatbesitz befindet.

Girolamo Cardano

Girolamo Cardano wurde am 24. September 1501 in Pavia als uneheliches Kind von Fabio Cardano, einem Mailänder Mathematikprofessor, und Chiara Micheri geboren. Während seiner vor allem durch häufige Krankheiten gekennzeichneten Jugend begeisterte ihn sein mit Leonardo da Vinci befreundeter Vater für die klassischen Autoren, die Mathematik und die Astrologie. 1520 begann er seine Studien in Pavia und beendete sie sechs Jahre später in

Padua mit dem Doktorat in Medizin. Da ihm die Mailänder Ärzteschaft eine Aufnahme in ihre Reihen seiner unehelichen Geburt wegen verweigerte, eröffnete er zunächst seine Praxis in Saccolongo, wo er 1531 Lucia Bandareni heiratete. Aus ihrer Ehe gingen zwei Söhne und eine Tochter hervor. 1534 konnte er dank einer Professur für Mathematik an der *Scuola Piattine* in Mailand dort endlich auch als Arzt tätig werden. Innert weniger Jahre wurde er der berühmteste Physiker Mailands und der bekannteste Arzt Europas nach Vesalius. So rief man ihn 1552 nach Schottland, wo er den Erzbischof von Edinburgh, John Hamilton, vom Asthma heilte. 1543 bis 1552 und 1559 bis 1560 lehrte er Medizin in Pavia, 1562 bis 1570 in Bologna. Nach einer Anklage durch die Inquisition kam er 1571 nach Rom, wo er durch Pius V. eine lebenslange Rente erhielt. Dort verstarb Cardano schliesslich am 21. September 1576. Heute begegnet er uns in der Algebra aufgrund der nach ihm benannten Regel, vor allem aber in der Technik, wenn wir von der bzw. über die Kardanwelle sprechen.

Etwa mit dem Umzug von Saccolongo nach Mailand begann Cardano seine Tätigkeit als praktizierender Astrologe, nachdem er sich zuvor in die Materie eingearbeitet hatte. Erste Kenntnisse dürfte er bereits durch seinen Vater erhalten haben. Diese Beschäftigung mit der Astrologie scheint für uns heute etwas bizarr, aber im 14. und 15. Jahrhundert wurde die Astrologie als Pflichtfach an den medizinischen Fakultäten gelehrt. So erstellten die Professoren in Bologna regelmässig Gutachten, was das neue Jahr bringen werde. Und noch bis weit in das 17. Jahrhundert hinein konnten Hofastrologen einen grossen Einfluss auf die Tagespolitik ihres Fürsten haben. Ursache dafür waren in erster Linie die jeweils unsicheren politischen Verhältnisse, die eine grosse Nachfrage nach scheinbar gesicherten Informationen nach sich zogen. Literarisch setzte Cardano die Astrologie in kurzen Schriften um, die als Vorhersagen, Prognostika und Praktiken bekannt waren. Dabei war sein Hauptinteresse neben dem Erlangen von Bekanntheit aber nicht zuletzt die Hoffnung, auf diese Weise Geld zu verdienen. Beides scheint ihm gelungen zu sein, denn er wurde recht bald europaweit bekannt und hatte auf dem Buchmarkt einen grossen Erfolg. Insgesamt schrieb er mehr als 200 Werke, die sich mit Medizin, Mathematik, Physik, Astrologie, Philosophie, Religion und Musik beschäftigten. Darunter waren zwei naturwissenschaftliche Enzyklopädien: *De subtilitate libri XXI* (1550) und *De rerum varietate (1557)*, ein Nachtrag zu ersterem.

Nachdem sich Cardano bereits in den 1530er-Jahren der Astrologie zugewandt hatte, publizierte er erst im Jahre 1562 bei Heinrich Petri in Basel sein erstes Werk über den Traum. Allerdings hielt er schon 1543 in seiner ersten autobiographischen Schrift fest, dass Träume stets eine Bedeutung für seinen Werdegang gehabt hätten. Dies erstaunt bei einem Mann der exakten Wissenschaften wie Cardano, da man von ihm geglaubt hätte, Träume hätten für ihn keine so grosse Bedeutung wie Himmelskörper. Dieser scheinbare Widerspruch könnte aber dadurch erklärt werden, dass Astrologen nie den Anspruch der Absolutheit für ihre Voraussagen erhoben hatten, sondern dies

immer nur seitens ihrer Kritiker gegen sie vorgebracht wurde. Bei diesem in lateinischer Sprache veröffentlichten Werk handelte es sich um die *Somniorum Synesiorum omnis generis insomnia explicantes libri IIII.* 1567 erschien es in zweiter Auflage bei Petri, 1585 in dritter und etwa 1590 in vierter jeweils bei dessen Nachfolger Sebastian Henricpetri ebenfalls in Basel. Darin erzählte Cardano ausführlich zahlreiche eigene Träume und erarbeitete eine Theorie, die erklärte, wie es möglich sei, dass Träume auf die Zukunft voraus deuten würden. Ferner rühmte er die Kenner dieser Materie, warnte aber gleichzeitig Laien eindringlich davor, sich ihr zu nähern. Er widmete das Buch Karl Kardinal Borromäus, der ihn seit längerem gefördert und im selben Jahr die Professur in Bologna besorgt hatte. Diese Form des dem Werk vorangestellten Dedikationsschreibens war ein probates Mittel, um einerseits jemandem dafür Dank abzustatten, dass er das Werk oder dessen Autor gefördert hatte, andererseits aber auch um eine kurze Einführung in die zu behandelnde Materie zu geben und so das Werk kurz zu charakterisieren.

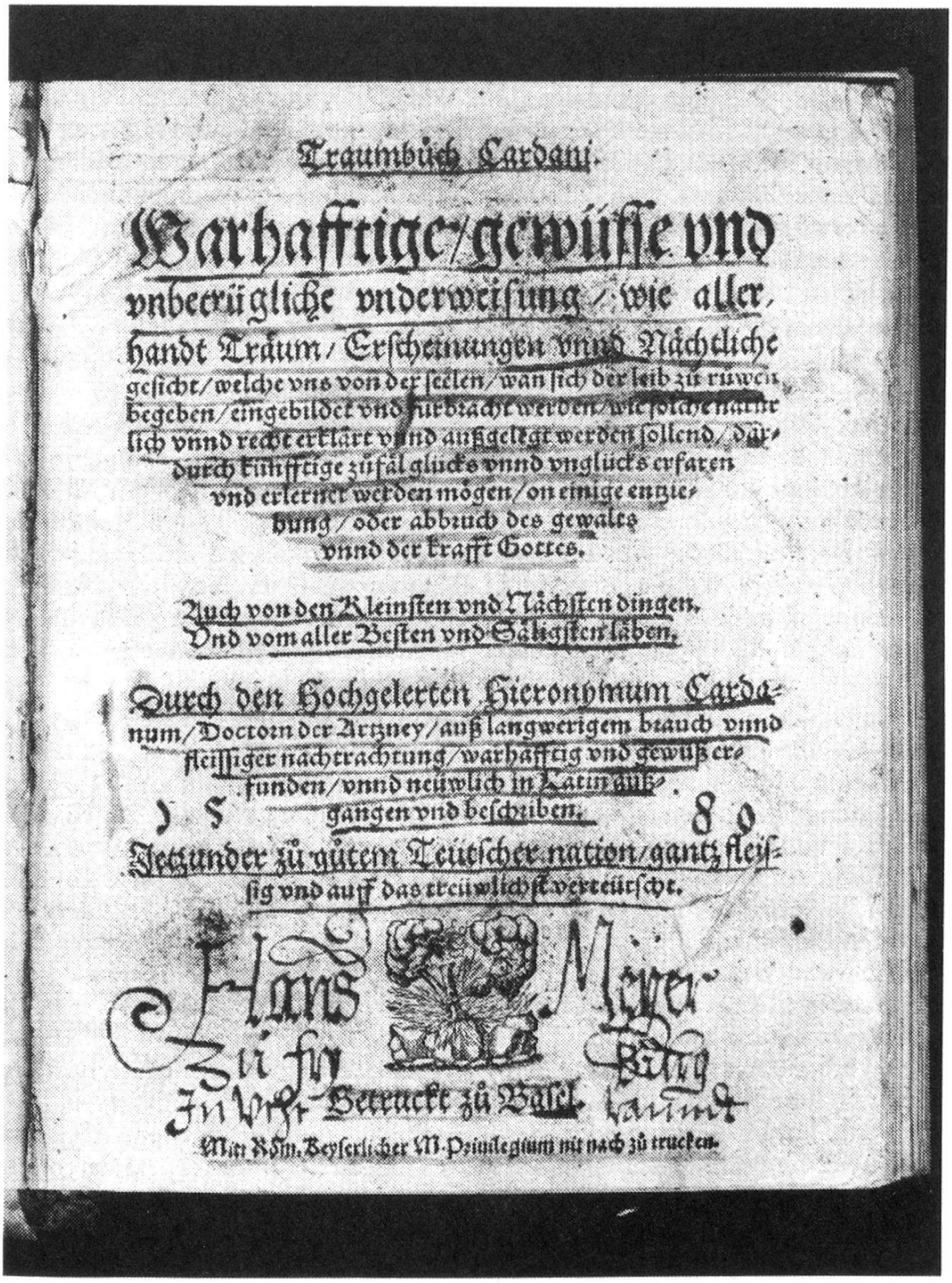
Cardanos Traumbuch in der deutschen Erstausgabe von 1563 nachgebunden ist *Eyn newes Traum Büchlein*, das in Strassburg von Jakob Cammerlander gedruckt wurde. Dieser, ein Magister Artium aus Mainz, begann 1528 bei Wilhelm Seltz in Hagenau als Typograph und Setzer und etablierte sich um 1530 in Strassburg, wo er zwischen 1531 und 1548 156 Titel meist naturwissenschaftlicher oder medizinischer Natur druckte. Das *Traum Büchlein*, das selbst zwar kein Erscheinungsjahr enthält, aber von Muller auf das Jahr 1538 datiert wird, war demnach älter als jenes von Cardano. Da im Werk kein Autor angegeben wurde, stammt es möglicherweise von Cammerlander selbst.

Johann Jakob Huggelin

Bereits ein Jahr nach der Erstausgabe des *Somniorum Synesiorum* erschien die deutsche Übersetzung, ebenfalls bei Heinrich Petri (vgl. Abb. 2). Beim Übersetzer handelte es sich um den Basler Arzt und Artist Johann Jakob Huggelin, der um 1534 in Basel geboren sein dürfte. Sein Vater Adam war Schneider des Rats, stammte aus Norstein, erwarb 1501 das Basler Bürgerrecht und starb 1546/51. Er war dreimal verheiratet, wobei seine dritte Gemahlin, Christina Richart, die Mutter von Johann Jakob war (Eheschluss vor 1534, Tod nach 1557). Neben Johann Jakob hatte er noch die Kinder Steffan (aus erster Ehe, von Beruf Glaser, geb. ca. 1523, gest. ca. 1553) und Catharina (aus dritter Ehe, gest. nach 1566). Über weitere Vorfahren ist nichts bekannt, aber in den Basler Universitätsmatrikeln und im Basler Urkundenbuch findet sich der Name gelegentlich.

Johann Jakob Huggelin schrieb sich an der Universität seiner Heimatstadt im Herbst 1546 zuerst als Artist ein. Nachdem er am 29. Oktober 1550 das Bakkalaureat der Künste und am 28. Januar 1552 den Magister erworben hatte, setzte er seine Studien in Medizin fort. Kurz zuvor, am 1. Januar, erhielt er zwar ein Empfehlungsschreiben des Basler Rates für einen Freiplatz an der Universität Paris, aber ein Wechsel kam anscheinend nicht zustande, denn in

Abb. 1: Spiegelblatt (Originalgrösse 19,5 x 15 cm).



Traumbüch Cardani.

Warhaffige/gewüsse vnd vnbeerügliche vnderweisung/wie aller/ handt Träum/Erscheinungen vnnd Nächtliche gesicht/welche vns von der seelen/wan sich der leib zu ruwen begeben/eingebildet vnd fürbracht werden/wie solche natürlich vnnd recht erklärt vnnd außgelegt werden sollend/dürdurch künfftige zufäl glücks vnnd vnglücks erfaren vnd erlernet werden mögen/on einige entziehung/oder abbruch des gewalts vnnd der krafft Gottes.

Auch von den Kleinsten vnd Nächsten dingen. Vnd vom aller Besten vnd Säligsten läben.

Durch den Hochgelerten Hieronymum Cardanum/Doctorn der Artzney/auß langwerigem brauch vnnd fleissiger nachtrachtung/warhaffig vnd gewüß erfunden/vnnd neüwlich in Latin außgangen vnd beschriben.

Jetzunder zu gütem Teütscher nation/gantz fleissig vnd auff das treüwlichst verteütscht.

Abb. 2: Titelblatt (Originalgrösse 19,5 x 15,5 cm).

den Werken von Concasty und Budinszky erscheint sein Name nicht. Statt dessen traf er am 28. Dezember 1552 aus Basel kommend in Montpellier ein, wo er sich drei Tage später immatrikulierte. Zu seinem Studienvater *(pater)* wählte er Guilhermus Rondelet (1507–1566), der dort seit 1545 Professor war. Bereits seit 4. November studierte in Montpellier Felix Platter, später Ordinarius für Medizin und Stadtarzt zu Basel, der ihn in seinen Briefen an seinen Vater erwähnte. Den Doktortitel scheint Huggelin aber nicht in Montpellier erworben zu haben, sondern möglicherweise in Valence. Ansonsten lässt sich zu seiner Studienzeit nur anmerken, dass er im Februar 1549 eines nächtlichen Unfugs wegen kurz ins Gefängnis kam.

Im Jahre 1555 nach Basel zurückgekehrt, wurde Huggelin 1558 Professor der griechischen Sprache und am 10. November desselben Jahres in die medizinische Fakultät als Dozent sowie im Juni 1559 in das *Consilium* der Fakultät aufgenommen. Damals besass diese zwei Ordinarien und mehrere Dozenten, deren Aufgabenbereich sich nicht allein auf die Vorlesungen, sondern darüber hinaus auf die Überwachung der städtischen Apotheker, Wundärzte, Scherer und Bader, also die Vertreter der gesamten Heilkunde Basels, erstreckte. 1563 wurde Huggelin zum Dekan seiner Fakultät gewählt. Daneben nahm er, der sich zu Lebzeiten auch Heccelinus, Huckel, Huckelius, Huggel, Huggelius oder Hugkel nannte, auch sonst am akademischen Leben teil, wie seine Teilnahme am Rektoratsessen des neu gewählten Rektors Dr. iur. Basilius Amerbach vom 17. Juni 1561 beweist.

Neben seiner Tätigkeit als Universitätsdozent arbeitete Huggelin auch als Arzt, möglicherweise auch für das Stift Murbach. Denn den ersten Teil seiner Übersetzung des Traumbuchs widmete er Johann Rudolf Abt von Murbach und Luders, den zweiten seinem Freund Dr. [iur.] Peter Saygey, Murbachischer Rat und Bergvogt zu *Plantscheim*. Der Bezug auf zwei Repräsentanten des Stiftes Murbach weist darauf hin, dass er für dieses tätig gewesen sein könnte. Möglicherweise war Huggelin Nachfolger des 1552 zum Basler Stadtarzt ernannten Dr. Johann Huber als Leibarzt des Abtes. Daneben widmete er sich der Lehre auch durch eine rege Publikationstätigkeit. Insgesamt acht Veröffentlichungen sind von ihm überliefert. Interessanterweise schrieb er auch eine Praktika, und zwar auf das Jahr 1561. Diese Beschäftigung mit der Astrologie verband ihn mit Cardano. Möglicherweise war dies ein Kriterium für Heinrich Petri, Huggelin als Übersetzer des Traumbuchs zu engagieren. Ironie seiner Publikationstätigkeit aber war seine posthum erschienene Abhandlung über die Pest – nachdem er im Jahre 1564 an der in Basel grassierenden Pest verstorben war.

Huggelin heiratete vor 1556 Salome Hagenbach, die Tochter des Wollwebers Martin Hagenbach und dessen Frau Ottilia Meyer, welche ihrerseits um 1563/71 verstarb. Zusammen hatten sie vier Töchter: Ottilia (geb. 1558), Christina (geb. 1559), Elisabeth (geb. 1561, vor 1589 Heirat mit Hans Jakob Ryff, Kornschreiber, sowie vor 1600 mit Zacharius Mäder) und Valeria (geb. 1563). Sein Familienwappen war auf Gold ein nach links schreitender, bärtiger Hellebardier in rotem Rock, schwarz-weisser Hose sowie mit schwarzem Spitzhut.

Bibliographie des Johann Jakob Huggelin:

Von heilsamen Bädern des Teütschen lands / Auß den berühmtesten der heilsamen kunst der Artzney erfarnen zusamen getragen / Durch Johannem Jacobum Huggelium / der Artzney Doctorn zu Basel. (Mülhausen/Elsass, Hans Schirenbrand und Peter Schmid [1559], 3 Bl., 80 S., 1 Bl.)
EXAMEN LEPROSORVM, MAGNA DILIGENTIA ET CVRA CONSCRIPTVM. (Basel, Jakob Parcus, 1560, 28 S., 1 Bl.)
Practica auff das Jar nach Christi vnsers Herren vñ saeligmachers geburt 1561. (Mülhausen/Elsass, Peter Schmid, 1560, 8 Bl.)
DE SEMEIOTICE MEDICINAE PARTE TRACTATVS Ex probatis collectus authoribus, & in tabulae formam redactus. Ioanne Iacobo Hugellio Basiliensi Authore. (Basel, Niklaus Brylinger, 1560, 1 Bl., 29 S.)
Traumbuch Cardani. Warhafftige, gewüsse und unbetrügliche underweisung, wie allerhandt Träum, Erscheinungen unnd nächtliche gesicht, welche uns von der seelen, wañ sich der Leib zu ruwen begeben, eingebildet und fürbracht werden, wie solche natürlich unnd recht erklärt unnd außgelegt werden sollend, dardurch künfftige zufäl glücks, ... durch den hochgelerten Hieronymum Cardanum, ... in Latein außgangen und beschriben, jetzunder ... auff das treülichst verteutscht. (Basel, Heinrich Petri, 1563, 786 S.)
Von dem Aussatz / Durch was zeichen ein yeder / so mit dem Aussatz behafft / erkannt möge werden / vnd so einer solchs vberkäme / vnd noch nicht gar bey jhm eingewurtzlet were / wie jhm möge gehulffenn werden. Alhie fürgeschriben / Durch Ioannem Iacobum Huggelium / der Artzney Doctorn zu Basel ... zum andern Mahl von neuwem getruckt. (Mülhausen/Elsass, Peter Schmid, 1563, 16 Bl.)
Traumbuch Cardani. Wahrhafftige, gewüße und unbetrügliche vnderweisung, wie allerhant Träum, Erscheinungen unnd nächtliche gesicht, welche uns von der seelen, wañ sich der Leib zu ruwen begeben, eingebildet und fürbracht werden, wie solche natürlich unnd recht erklärt werden sollend, dardurch künfftige zufäl glücks, ... Durch D. Hieronymum Cardanum, ... erfunden vnd in Latin beschriben. Jetzunder ... auff das treülichst verteutscht. (Basel, Heinrich Petri, 1564)
Von dem Aussatz durch was Zeichen ein jeder Mensche so mit dem Aussatz behafftet erkannt möge werden, und so einer solchs uberkäme, und noch nicht gar bey ihm ein gewurtzlet were, wie ihm möge geholffen werden. Durch Joannem Jacobum Huggelium ... zum andern Mahl von neuwem getruckt. (Frankfurt am Main, Peter Schmid, 1566, 14 Bl.)

Hans Meyer

Spätestens im Jahre 1580 wurden die beiden Werke, Cardanos Traumbuch und *Eyn newes Traum Büchlein,* vom Freiburger Ratsmitglied Hans Meyer erworben. Dieser entstammte einer Familie, deren Wurzeln in Strassburg

lagen und die 1743 erlosch. Sein Grossvater Daniel Meyer († 1542) erhielt 1491 das Freiburger Bürgerrecht und 1515 von Kaiser Maximilian einen Wappenbrief: in Silber ein mit zwei weissen Pfeilen belegter schwarzer Schrägbalken. Verheiratet war er mit Antonia Falck, der Schwester des Handelsherrn und Bibliophilen Peter Falck. Mit diesem war er aber nicht bloss verschwägert, sondern auch dessen bester Handelsfreund. Meyer handelte mit Tuch und Seilerwaren zumeist zwischen Strassburg und Freiburg, wobei der Freiburger Rat wohl auf den Rat von Falck hin einer seiner besten Kunden war. 1519 begleitete er Falck auf eine Pilgerfahrt nach Jerusalem und sass im Herbst des Jahres an Falcks Sterbebett auf Rhodos. Sein Enkel Hans Meyer wurde 1537 geboren, war Hauptmann in französischen Diensten und Herr von Carrouge. Im Jahre 1570 wurde er Sechziger, war 1572 bis 1577 Landvogt von Montagny und ab 1577 Heimlicher sowie des Kleinen Rats. 1579 bis 1582 bekleidete er das Amt des Bürgermeisters, 1588 bis 1591 das des Zeugmeisters sowie zuletzt von 1591 bis zu seinem Tode am 7. Juli 1612 das des Schultheissen. In dieser Funktion beteiligte er sich an zahlreichen Gesandtschaften und erledigte verschiedene diplomatische Missionen. Zu seinen Bekannten zählte auch der Solothurner Stadtschreiber und Staatsmann Hans Jakob von Staal. Schliesslich stiftete Hans Meyer den Altar Meyer bei den Franziskanern zu Freiburg.

Wohl im Jahre 1580 liess er beide Werke zusammenbinden, um danach das Spiegelblatt mit seinem vermutlich eigenhändigen Wappen-Exlibris (vgl. Abb. 1) zu versehen. Dieses war aber nur ein Exemplar seiner Bibliothek, über die heute praktisch nichts mehr bekannt ist. Gemäss Wegmann sind für sechs weitere Werke eigenhändige Wappen-Exlibris überliefert, zweimal aus dem Jahre 1569 sowie je einmal aus den Jahren 1578, 1597, 1599 und 1600. Diese sollen sich zwar in der KUBF befinden, sind aber im dortigen Katalog nicht unter ihrem Exlibris aufgeführt. Daher verwundert es kaum, wenn lediglich ein Titel davon bekannt ist: Joannes Ludovicus Vives Valentini [= Juan Luiz Vives], *Linguae latinae exercitatio. ... Eiusdem, In Vergilij Bucolica expositio potissimum allegorica. Item, De conscribendis epistolis libellus uere aureus.* Basel, Robert Winter, 1541 (KUBF, A 1124). Ferner sind zwei Werke aus dem Nachlass Falck bekannt, die 1563 (Aesopus, *Fabulae*. Strassburg, M. Schurerius, 1515) und 1578 ([Johannes] Chappuis, *Institutiones imperiales. Casus longi super institutis*. Lyon, Gilbert de Villiers, 1515) in die Bibliothek Meyer kamen.

Gebunden wurde das Traumbuch gemäss Auskunft von Joseph Leisibach, Handschriftenkonservator an der KUBF, in einem typischen Freiburger Einband, der in einem Atelier aus dem Kreis um den damaligen Stadtschreiber Wilhelm Techtermann entstanden sein dürfte. Der Holzdeckeleinband ist mit weissem Schweinsleder überzogen, mit Rollen verziert und mit zwei vorderkantigen Messingschnallen versehen, die von hinten nach vorn schliessen. Die vier Bünde sind auf dem Rücken sichtbar. Am Kopf ist der handschriftliche Kurztitel in schwarzer Tinte noch schwach sichtbar: *Traumbuch Cardani*, was darauf hindeuten könnte, dass die Bücher in der Bibliothek Meyer stehend aufbewahrt worden sind.

Benutzte und weiterführende Literatur

Edgar Bonjour, *Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1460–1960*, Basel 1960, S. 172.

August Buck, *Krisenbewusstsein und Fortschrittsgläubigkeit in Cardanos De vita propria*, in: Kessler 1994, S. 1–10.

Alexander Budinszky, *Die Universität Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte dieser hohen Schule*, Berlin 1876.

Achilles Burckhardt (Hg.), *Thomas Platters Briefe an seinen Sohn Felix*, Basel 1890, S. 15, 31 u. 48.

Albrecht Burckhardt, *Geschichte der medizinischen Fakultät zu Basel 1460–1900*, Basel 1917, S. 55.

Marie-Louise Concasty, *Commentaires de la Faculté de Médecine de l'Université de Paris (1516–1560)*, Paris 1964 (= Collection de Documents inédits sur l'histoire de France, Bd. 128).

Max de Diesbach, *La Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg*, in: La Nouvelle Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg. En souvenir de la séance d'inauguration solennelle, 11 juin 1910, Freiburg 1911, S. 11–30.

François Joseph Fuchs, *Jacob Cammerlander*, in: Nouveau dictionnaire de biographie alsacienne, Heft 6 (Ca–Cz), Strassburg 1985, S. 448.

Giuliano Gliozzi, *Girolamo Cardano,* in: Dizionario Biografico degli Italiani, Bd. 19, Rom 1976, S. 758–763.

Mario Gliozzi, *Girolamo Cardano*, in: Dictionary of Scientific Biography, Bd. 3, New York 1981, S. 64–67.

Marcel Gouron, *Matricule de l'Université de Médecine de Montpellier (1503–1599)*, Genf 1957, S. 56 u. 126.

Anthony Grafton, *Cardanos Kosmos. Die Welten und Werke eines Renaissance-Astrologen*, Berlin 1999 [amerik. Originalausgabe: *Cardanos's Cosmos. The Worlds and Works of a Renaissance-Astrologer*, Harvard 1999].

H. Hefele, *Des Girolamo Cardano eigene Lebensbeschreibung*, München 1969 [latein. Originalausgabe: Girolamo Cardano, *De propria vita liber*, 2. Aufl., Amsterdam 1654].

Abraham Horodisch, *Ein unbekannter Bibliophile aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts: der Augustiner Hieronymus Candelphius (Gandelfing)*, in: FG 38 (1945), S. 96–120.

Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 5, Neuenburg 1929, S. 99f.

Index Aureliensis. Catalogus librorum sedecimo saeculo impressorum, Teil 1, Bd. 6, Baden-Baden 1976, S. 518ff.

Kristian Jensen, *Cardanus and his readers in the sixteenth century*, in: Kessler 1994, S. 265–308.

Eckhard Kessler (Hg.), *Girolamo Cardano. Philosoph, Naturforscher, Arzt*, Wiesbaden 1994 (= Wolfenbütteler Abhandlungen zur Renaissanceforschung, Bd. 15).

Joseph LEISIBACH, *Das Buch im 16. Jahrhundert: Humanismus und Reformation*, in: Das Freiburger Buch 1585–1985. Katalog zur Ausstellung 400 Jahre Buchdruck in Freiburg, Freiburg 1985, S. 27–34.

Arnold LOTZ, *Huckelin*, in: Wappenbuch der Stadt Basel, hg. von W[ilhelm] R[ichard] Staehelin, mit Zeichnungen von Karl Roschet, 1. Teil, 5. Folge, Basel [nach 1917].

Ian MACLEAN, *Cardano and his publishers 1534–1663*, in: Kessler 1994, S. 309–338.

Meinrad MEYER, *Catalogue de la Bibliothèque cantonale de Fribourg. Tome troisième ... précédée d'une notice historique sur la bibliothèque cantonale*, Freiburg 1859, S. V–XXVI.

Jean MULLER, *Bibliographie strasbourgeoise. Bibliographie des ouvrages imprimés à Strasbourg (Bas-Rhin) au XVIe siècle*, Bd. 2, Baden-Baden 1985, S. 353, Cammerlander Nr. 72.

Otho RAYMANN, *Die Buchbinderei in Freiburg bis zum Ende des 16. Jahrhunderts*, in: Das Freiburger Buch 1585–1985. Katalog zur Ausstellung 400 Jahre Buchdruck in Freiburg, Freiburg 1985, S. 35–42.

Friedrich RINTELEN, *Die Bedeutung von Zeitgeist und Persönlichkeit für die Entwicklung der medizinischen Fakultät zu Basel*, in: Gestalten und Probleme aus der Geschichte der Universität Basel, Basel 1960, S. 55–78.

Karl ROSCHET, *Huckely*, in: Wappenbuch der Stadt Basel, hg. von W[ilhelm] R[ichard] Staehelin, mit Zeichnungen von Karl Roschet, 1. Teil, 5. Folge, Basel [nach 1917].

Samuel SCHÜPBACH-GUGGENBÜHL, *Der Rektor bittet zu Tisch. Universität und Bürgerschaft an den Rektoratsessen der Amerbach*, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 96 (Basel 1996), S. 57–91.

Rudolf THOMMEN (Bearb.), *Urkundenbuch der Stadt Basel*, Bd. 10, Basel 1908.

Ernst TREMP und Ruedi IMBACH (Hg.), *Zur geistigen Welt der Franziskaner im 14. und 15. Jahrhundert. Die Bibliothek des Franziskanerklosters in Freiburg/Schweiz. Akten zur Tagung des Mediävistischen Instituts der Universität Freiburg vom 15. Oktober 1993*, Freiburg 1995 (= Scrinium Friburgense, Bd. 6).

VD 16, Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts, Bd. 3, Stuttgart 1984, S. 762ff.

VD 16, Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts, Bd. 9, Stuttgart 1987, S. 489f.

Hans Georg WACKERNAGEL, *Die Matrikel der Universität Basel*, Bd. 1 (1460–1529), Basel 1951.

Hans Georg WACKERNAGEL, *Die Matrikel der Universität Basel*, Bd. 2 (1532/33–1600/01), Basel 1956, S. 46f.

Adalbert WAGNER, *Peter Falcks Bibliothek und humanistische Bildung*, in: FG 28 (1925), S. XXV–XXXII, 1–221.

A[gnes] WEGMANN, *Schweizer Exlibris bis zum Jahre 1900*, Bd. 2, Zürich 1937, S. 21f. und Taf. 1.

PETER JOHANNES WEBER

Im Einsatz für Deutschfreiburg

Zum Tode von Peter Boschung, Arzt, Sprachpolitiker, Kulturhistoriker und Schriftsteller (29. Dezember 1912 bis 19. Januar 1999)

«Wyn as wälts Fueder va Häperestude, Doernen ù Tischtle, Ggjät ù Ggluure ..., aber drùff obe gottlob doch glyych no a Gwächsgaarba, iini mit luter gùldige Eeleni», lässt Peter Boschung Dominik, einen alten Bauernknecht, die Hauptfigur seiner gleichnamigen Mundart-Erzählung («Dominik. A plagta Mentsch», Freiburg 1991, S. 77), in der warmen Abendsonne über sein Leben Bilanz ziehen. Und schreibt weiter: «U da ùbernùmpt nen epis, was er no nie gspùrt het: a tùùffi, stùli Frùùd.» Eine solche tiefe, stille Freude muss auch Peter Boschung in vorgerücktem Alter – zur Zeit, als er diese Erzählung schrieb – gespürt haben. Durfte er doch erleben, dass nicht alle Samenkörner, die er ausgesät hatte, von Unkraut erstickt wurden, oder nach Dominiks Lebenserfahrung: «As macht Gattig, mengs chämi erscht ab Alte i d Gredi».

Am 23. September 1990 stimmte nämlich das Freiburger Volk dem neuen Sprachenartikel in der Freiburger Kantonsverfassung zu, die den Deutschfreiburgern die sprachliche Gleichberechtigung brachte. Für diese Gleichstellung der deutschsprachigen Minderheit im Kanton hatte Peter Boschung ein Leben lang unentwegt geschrieben und gekämpft, ohne dabei mit der französischsprachigen Mehrheit auf Konfrontationskurs zu gehen oder sie gar zu provozieren.

Mit seinem Freund und geschätzten Gesprächspartner, dem Historiker Gonzague de Reynold, war er sich bewusst, dass beide Kulturgemeinschaften zusammenhalten und zusammenwirken müssen, wenn das freiburgische Staatswesen Bestand haben soll. «Es gibt bei uns, ausser in der Statistik, keineswegs eine Mehrheit französischer Sprache und eine Minderheit deutscher Zunge. Im Geistesleben gelten andere Gewichte, Zahlen sind unwichtig, denn die Werte in beiden Schalen halten sich die Waage, weil zwei grosse ebenbürtige Kulturen Europas sich auf unserem Kantonsgebiet begegnen», zitiert ihn Peter Boschung. Frucht der Zusammenarbeit der beiden Persönlichkeiten ist die 1969 veröffentlichte «Sprachencharta des Freiburger Instituts». Am 20. Juni 1964 hatten das Freiburger Institut und die von Peter Boschung gegründete Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft in der «Tagsatzung zu Richterwil» einen Zusammenarbeitsvertrag geschlossen. In der international beachteten – in der engeren Heimat aber weitgehend verkannten – Sprachencharta sind die allgemeinen Grundsätze, auf denen ein modernes Sprachenrecht aufbauen muss, festgehalten.

Der Denkansatz von Peter Boschung war in der Sprachenfrage – wie auch in den meisten seiner anderen Arbeiten – ein historischer. Dies kommt schon in seinem Aufsatz «Freiburg. Ein zweisprachiger Kanton» aus dem Jahre 1959 im «Alemannischen Jahrbuch» zum Ausdruck. Verständlich, dass der Ton zeitweise – wie etwa in den zahlreichen Sprachglossen, die er meist in den

Freiburger Nachrichten erstveröffentlichen konnte (gesammelt in: «Freiburger Lesebuch», Freiburg 1991) oder im Werk «Die freiburgische Sprachenfrage. Leidensgeschichte und Aufbruch einer Minderheit» (Freiburg 1989) – nervöser und kämpferischer wurde, nachdem nach Jahrzehnte langem Bemühen und Verhandeln in der Sprachenfrage kaum etwas in Bewegung gekommen war.

Wie berechtigt sein Engagement um die sprachliche Gleichberechtigung war, bestätigte ihm anlässlich der Feier zum 40-jährigen Bestehen der Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft (DFAG) am 15. Januar 1999 Staatsrat Pascal Corminboeuf, Direktor des Innern und der Landwirtschaft, der auch das Sprachendossier betreut. An Peter Boschung, den Gründer und Ehrenpräsidenten der DFAG gerichtet, hielt er fest: «Die Pflege des sprachlichen Bewusstseins und die Verteidigung der Interessen der deutschen Sprachgemeinschaft im Kanton sind nicht nur legitime, sondern notwendige freiburgische Anliegen. Es ist durchaus natürlich, dass die Wahrnehmung solcher Anliegen zu Auseinandersetzungen und kämpferischen Tönen führt.» (in: 40 Jahre Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft. Festakt vom 15. Jänner 1999, o. Jahr). Und zu Peter Boschungs Tod am 19. Januar 1999 hielt Staatsrat Urs Schwaller fest: «Er hat nicht nur die Deutschfreiburger aus ihrer Lethargie wachgerüttelt, sondern auch die Welschfreiburger darauf aufmerksam gemacht, dass es im Kanton eine deutschsprachige Minderheit gibt, deren berechtigte Anliegen lange missachtet wurden. Es brauchte aber auch die Unabhängigkeit und die Beharrlichkeit der Persönlichkeit eines Peter Boschung, damit diesen Anliegen endlich Gehör verschafft wurde.» (in: Freiburger Nachrichten vom 21. Januar 1999). Die Festschrift, welche die DFAG ihrem Gründer zum 40-Jahr-Jubiläum überreichte, trägt denn auch den programmatischen Titel «Deutschfreiburg im Aufbruch» (Freiburg 1999).

Schon zehn Jahre zuvor hatte die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg das Lebenswerk von Peter Boschung honoriert. Am 15. November 1989 hatte ihm die Freiburger Hochschule anlässlich ihres 100-jährigen Jubiläums die Ehrendoktorwürde verliehen. In der Laudatio wurde an die Verdienste des Sensler Landarztes als «Historiker, Sprachfreund, Kulturförderer und humanistischer Sprachpolitiker» erinnert.

Peter Boschung wurde am 29. Dezember 1912 als Bürger von Bösingen und Wünnewil in Schmitten auf einem Schlossgut geboren. Seine Eltern waren Emil und Klotilde Boschung-Riedo. In einer Radiohörfolge setzte er den Besitzerinnen des Landgutes ein Denkmal («Di Dame va Schmitte», 1961). 1919 siedelte die Bauernfamilie nach Staffels über. Von dort aus besuchte er die Primarschule in Wünnewil. Im Kindesalter war Peter Boschung an einer Lymphknotentuberkulose erkrankt. «Die chronische Erkrankung hat meine körperliche Entwicklung jahrelang empfindlich gestört und verzögert und vor allem meine Widerstandskraft gegen die üblichen banalen Infektionen geschwächt [...] Kein Wunder, dass der Kränkelnde der körperlichen Arbeit aus dem Wege ging, vor allem bei nasskaltem Wetter, erst recht bei jeder Beschäftigung, von der man schmutzige Hände bekommt. So wurde aus ihm

ein Stubenhocker und Bücherwurm», hält er für die Familienchronik fest («Bosson – Boschung. Unsere Vorfahren», Eigenverlag 1993, S. 121).

Nach dem Besuch des Gymnasiums am Kapuzinerkollegium in Stans und am Kollegium St. Michael in Freiburg, wo er die Matura machte, studierte er an den Universitäten von Freiburg und Bern Medizin. Sein Weg hatte allerdings vom Gymnasium nicht direkt zum Medizinstudium geführt. Er machte einen «Umweg» über das Noviziat bei den Kapuzinern auf dem Wesemlin in Luzern. Es war damals Brauch, dass die angehenden Kapuziner in der 6. Klasse, nach der «kleinen Matura», das Gymnasium verliessen, in Luzern das Noviziat machten und dann für den Maturitätsabschluss ins Kapuzinerkloster nach Stans zurückkehrten. Nach einem halben Jahr hatte Peter Boschung erkannt, dass das Ordensleben nicht seine Bestimmung war, und er kehrte nach Hause zurück. In der Erzählung «Ds Fägfüür» (1984) beschreibt er eindrücklich, welches Spiessrutenlaufen es für einen jungen Mann, den alle schon als Priester sahen, bedeutete, «vom Pflug aufzuschauen» und wieder in die dörfliche Gemeinschaft zurückzukehren. In dieser Erzählung hat er die Gefühle und Erlebnisse einer grossen Zahl von Sensler Akademikern wiedergegeben, deren Weg zum Studium über die jugendliche Absicht geführt hatte, einmal Priester zu werden.

Es war Pius Emmenegger, Priester-Professor am Kollegium St. Michael, der Peter Boschung schliesslich zum Medizinstudium ermunterte. Das Senseland brauche nicht nur Priester und Juristen, sondern endlich auch eigene Ärzte, hatte ihm dieser erklärt. Ohne diesen Hinweis wäre er wohl nie auf den Gedanken verfallen, ausgerechnet das längste und teuerste akademische Studium in Angriff zu nehmen, blickt er später auf seine Berufswahl zurück. «Für Freunde, die meine Ausgangslage kannten, war es Vermessenheit, so gut wie aussichtslos.» («Bosson – Boschung», 1993, S. 124f.).

1941 schloss er sein Medizinstudium mit dem Staatsexamen ab und promovierte 1942 mit der Dissertation zum Thema «Die Kyphosis dorsalis juvenilis an Hand von 10 Fällen» zum Doktor der Medizin. Die These handelt von einer krankhaften Verkrümmung der Brustwirbelsäule im Wachstumsalter. Von 1942 bis 1945 war er an Spitälern in Solothurn und Olten als Assistenzarzt tätig. 1945 heiratete er Else Lehnen. Sie wurden im Lauf der Jahre Eltern von acht Kindern. Im gleichen Jahr eröffnete er in Flamatt eine Landarztpraxis, die er bis 1980 führte.

Gleichzeitig mit der Aufnahme der beruflichen Tätigkeit setzte bei Peter Boschung auch das Engagement auf kulturellem Gebiet ein. Bei einem Blick in die umfangreiche Bibliographie (in: Anton Bertschy, 237 Biografien zum kulturellen Leben Deutschfreiburgs von 1800 bis 1970, Freiburg 1970, S. 73f. und Deutschfreiburg im Aufbruch, S. 221f.) fragt man sich, wo der Arzt, Ehemann und Vater die Zeit für seine ausserberufliche Tätigkeit hernahm. Die meisten seiner Arbeiten setzten zeitaufwändige Archivarbeit voraus. Den jungen Familienvater beschäftigte offensichtlich die Frage nach den eigenen Wurzeln. Seine erste bekannte Arbeit befasst sich nämlich mit dem «Geschlechterbuch der Pfarrei Bösingen» (in: Beiträge zur Heimatkunde, 1950), wo seine

Familie das Bürgerrecht hatte. «Denn für seine Blutsverwandten, für die toten und lebenden, beginnt man sich in der Regel erst dann zu interessieren, wenn man eine eigenständige, festgefügte Persönlichkeit geworden ist oder sich bewusst bemüht, eine zu werden», schreibt er Jahrzehnte später, nachdem er sich auf Drängen seiner Kinder entschlossen hatte, die Ahnenforschung zu vertiefen («Bosson – Boschung», 1993, S. 7f.). Die intime Kenntnis seiner Familie und der Sensler Volksseele überhaupt hat er auch in seinem Roman «Schlossersch Ana. As Seisler Frouwelääbe» (Freiburg 1998) verarbeitet. Darin setzte er nicht nur seiner eigenen Mutter ein Denkmal, sondern auch dem Senslerdeutsch, handelt es sich doch um den ersten Roman in Sensler Mundart überhaupt. Mit dieser letzten grossen Arbeit kehrte er aber gleichsam wieder «nach Hause» zurück, nachdem er sich ein Leben lang für eine grössere Gemeinschaft – für Deutschfreiburg – eingesetzt hatte.

Von 1954 bis 1968 war Peter Boschung Vorstandsmitglied des Vereins für Heimatkunde des Sensebezirks (heute Deutschfreiburger Heimatkundeverein), von 1957 bis 1973 Vorstandsmitglied des Freiburger Heimatschutzes, von 1961 bis 1967 Vorstandsmitglied des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins, von 1964 bis 1971 deutscher Vizepräsident des Freiburger Instituts und deutscher Vizepräsident der paritätischen Sprachenkommission. Am 15. Januar 1959 gründete er – wohl mit der Absicht, die kulturellen Vereine unter ein Dach zu bringen – die Deutschfreiburgische Arbeitsgemeinschaft. Er war deren Präsident bis 1973. Zum erhofften «Dachverband» sollte die DFAG nie werden. Sie wurde aber zur Plattform, von der aus Deutschfreiburg langsam an Selbstbewusstsein gewann, seine Stellung innerhalb des Kantons festigte und schliesslich die sprachliche Gleichberechtigung erhielt. Peter Boschung hat nicht nur in zahllosen Artikeln auf die Ansprüche und Rechte Deutschfreiburgs aufmerksam gemacht. Der Mundart und der Schriftsprache mächtig, hat er als Schriftsteller und Historiker selbst einen wichtigen kulturellen Beitrag geleistet.

Er war es auch, der am 31. März 1963 als Präsident der DFAG den Deutschfreiburger Kulturpreis geschaffen hat, um Persönlichkeiten auszuzeichnen, die sich auf kulturellem Gebiet um Deutschfreiburg verdient gemacht haben. Auf seine Initiative geht zudem die Gründung des Theaterausschusses zurück, der sich für deutschsprachige Veranstaltungen in der Stadt Freiburg engagiert.

Peter Boschung hinterliess nicht nur ein umfangreiches Werk an sprachgeschichtlichen und sprachpolitischen Arbeiten. Die Arbeit als Arzt ermöglichte ihm einen tiefen Einblick in die Seele und Wesensart der Sensler. In «Isidor. A Hampfela seislertütschi Gschüchte» (Freiburg 1981) sowie in den beiden schon erwähnten Werken «Dominik» und «Schlossersch Ana» hat er der Sensler Wesensart ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Gestalten seiner Geschichten – das geht aus den jeweiligen Anhängen mit Erklärungen zu seltenen Ausdrücken hervor – sind immer auch Träger und Bewahrer der Sensler Mundart, um deren Fortbestand er sich sorgte. Zusammen mit dem Germanistikprofessor Eduard Studer verfasste er Richtlinien für das Schrei-

ben in Sensler Mundart (in: Beiträge zur Heimatkunde, 1966, S. 9ff.). Doch weit gefehlt, wollte man in ihm den Heimatdichter sehen, welcher der engen Vertrautheit des Senselandes das Wort redet. So hat er mit «Härgott, mach ki Wann» ein Gegengedicht zum Senslerlied «Härgott, mach ùm üsersch Lännli i de Not as Wännli» geschrieben und sich in anderen Gedichten als feinsinniger Lyriker versucht.

Peter Boschung hat – wie schon erwähnt – nicht nur sein sprachpolitisches Engagement immer in einen historischen Kontext gestellt, sondern auch zahlreiche historische Arbeiten zu Einzelthemen verfasst. Er beschränkte sich dabei vor allem auf Themen aus seiner engeren Umgebung – seiner Wohn- und Bürgergemeinde (Wünnewil-Flamatt, Bösingen), der Alten Landschaft, dem Sensebezirk, Deutschfreiburg und dem Kanton Freiburg. Die Arbeiten zeugen von einer langjährigen, intensiven und minuziösen Beschäftigung mit den Quellen. Seine historischen Arbeiten wurden vor allem in den Beiträgen zur Heimatkunde und in den Freiburger Nachrichten veröffentlicht. Sechs grössere Aufsätze, vor allem aus der Zeit nach seiner Pensionierung als Arzt, fanden Aufnahme in die Freiburger Geschichtsblätter. Peter Boschung erhielt dadurch in einem gewissen Sinn die Weihe als anerkannter (Lokal-)Historiker. Detailreich geht er in zwei Arbeiten (1996 und 1997) der Geschichte der Brücken über die Sense – vor allem dem historischen Übergang im Grenzgebiet von Freiburg und Bern bei Sensebrück – nach. In einem 1994 veröffentlichten Aufsatz befasst er sich mit dem Thema «Obrigkeit und Lustbarkeiten». Die Zeit, in der Peter Boschung aufgewachsen ist, war noch geprägt von «Zucht und Ordnung», zu denen die geistliche und weltliche Obrigkeit das Volk anzuhalten sich verpflichtet glaubte. Daher vielleicht auch die Strenge, die seine Persönlichkeit prägte und die erst mit der Reife des Alters einer gewissen Gelassenheit wich.

ANTON JUNGO

Wer zählt die Bauten, nennt die Namen?

Freiburger Architektur und Freiburger Architekten

Sollte Architektur tatsächlich «gefrorne Musik» sein, wie Arthur Schopenhauer in «Die Welt als Wille und Vorstellung» (1819) behauptet, so bewegen wir uns täglich durch eine eiszeitliche Welt, in der vor lauter Misstönen ein guter Klang nur selten und wenn, dann häufig verzerrt zu vernehmen ist. Je mehr wir uns der unmittelbaren Gegenwart nähern, desto schriller scheint die Musik zu werden, desto schmerzlicher vermissen wir Hilfsmittel und Kriterien, die uns erlaubten, eine bestimmte Melodie diskret mitzusummen oder irgendeine wohltemperierte Ordnung zu erkennen.

In den letzten Jahren haben die kritische Auseinandersetzung mit dem, was Architektur bezweckt, und die Suche nach Gründen, warum die «Mutter aller Künste» ihre Zielsetzungen nur in ein paar wenigen hervorragenden Beispielen auch tatsächlich zu erreichen vermag, einen breiteren Raum in der öffentlichen Diskussion gewonnen. So sind denn auch im Kanton und für den Kanton Freiburg verschiedene Nachschlagewerke und Führer zur Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts erschienen, die es ermöglichen, das einheimische Bauen der letzten zweihundert Jahre wenigstens ansatzweise zu sichten und in grössere Zusammenhänge zu stellen. Von den vor 1830 im Kanton tätigen Baumeistern hat es immerhin der Gentleman-Architekt Charles de Castella (1737–1823) zu einer eigenen Monographie[1] geschafft, während andere, zum Beispiel der ein Jahrhundert früher aktive André-Joseph Rossier (1647–1715)[2], immer noch darauf warten, dass die Forschung sich ihrer erbarme.

Mit einer Art Paukenschlag hatte die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) zu Beginn der achtziger Jahre die inländische Diskussion über neuere Architektur eröffnet, indem sie mit dem auf zehn Bände konzipierten INSA, dem «Inventar der neueren Schweizer Architektur», eine breitangelegte Bestandesaufnahme des urbanen Bauschaffens vorzulegen begann. Die architektonische Spurensicherung, dargestellt anhand der Siedlungsgeschichte von vierzig ausgewählten Städten, führt von 1850 (Anfang einer nationalschweizerischen Entwicklung im Zeichen des neuen Bundesstaates) bis 1920 (Beginn des von Le Corbusier geprägten Neuen Bauens) und steht

[1] *Charles de Castella. Le dessin d'architecture. Die Architekturzeichnungen*, Ausst.-Kat., Museum für Kunst und Geschichte, Freiburg 1995 (= Schriftenreihe Freiburger Künstler, 11); vgl. Rezension in: FG 72 (1995), S. 295–297.

[2] André-Joseph Rossier ist nicht nur der Schöpfer des nach dem Vorbild des Mailänder Ospedale Maggiore erbauten Bürgerspitals in Freiburg, sondern er zeichnete auch die Pläne für die Fabrique de Bienfaisance am Liebfrauenplatz (1681) und das Priorat des Augustinerklosters (1682–1685) im Auquartier; vgl. dazu Aloys Lauper, *Les bâtiments conventuels de 1250 à 1848*, in: Das ehemalige Augustinerkloster Freiburg. Die Restaurierung des Priorates, Patrimoine fribourgeois / Freiburger Kulturgüter 3 (1994), S. 13–24.

im Zeichen der zunehmenden Zersiedelung des Mittellandes und des oft wild wuchernden Wachstums der grossen Agglomerationen und Ballungsgebiete.

Da der vierte INSA-Band mit den Inventaren von Delémont, Frauenfeld, Freiburg, Genf und Glarus bereits ziemlich rasch nach Beginn der Inventarisierungsarbeiten, 1982, erschienen ist, verfügt man für die Zähringerstadt bereits seit siebzehn Jahren über ein topographisches Verzeichnis der Gebäude aus der «durch Um- und Neubauten am meisten gefährdeten Bauepoche der Schweiz», das allerdings die Verunstaltung oder den Abriss verschiedener inventarisierter Häuser nicht verhindern konnte[3]. Wer etwa auch heute noch der naiven Meinung sein sollte, in der Freiburger Altstadt hätte man es überwiegend mit einem weitgehend intakten spätmittelalterlichen Ortsbild zu tun, wird eines Besseren belehrt, wenn er nachliest, wie umfangreich beispielsweise die baulichen Eingriffe und Massnahmen waren, mit denen man um 1900 die Häuser der Lausannegasse sanierte und erneuerte.

Wie die ebenfalls von der GSK herausgegebene Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» und die an diese anschliessenden INSA-Bände zeigen, bilden Inventare und Verzeichnisse eine der unabdingbaren Voraussetzungen für den vernünftigen Umgang mit unserem Kulturerbe. Nicht von ungefähr hält das Ausführungsreglement zum kantonalen Gesetz vom 7. November 1991 über den Schutz der Kulturgüter in Artikel 51 fest: «Sonderverzeichnisse werden namentlich erstellt für a) die kirchlichen Bauten; b) die Bürgerhäuser, Schlösser und Landsitze; c) die Bauernhäuser; d) die Alphütten; e) die zeitgenössischen Qualitätsbauten und -baueinheiten.» Was hier in eher fragwürdiger deutscher Übersetzung unter Punkt e) erscheint, ist in mehr als einer Hinsicht erstaunlich. Ein Qualitätsproblem scheint sich einzig für die zeitgenössische Architektur zu stellen, nicht aber für Kirchen, Bürgerhäuser, Bauernhäuser oder Alphütten; diese Bauten scheinen ausnahmslos inventarisierungswürdig zu sein, als ob ein mehr oder weniger stattliches Alter bereits genügte, um Qualität zu gewährleisten. Andererseits sind bekanntlich gerade die Bauten, die uns zeitlich am nächsten stehen, am schwierigsten zu beurteilen, weil die fehlende oder ungenügende Distanz ein abschliessendes Werturteil weitgehend verunmöglicht. Bevor man die zeitgenössische Architektur des Kantons zu inventarisieren begann, waren also Wertkriterien zu entwickeln und zu definieren. Ob und wie dies gelungen ist, zeigt der von Christoph Allenspach redigierte zweisprachige Band «Architecture contemporaine – Zeitgenössische Architektur, 1940–1993», den eine vom Staatsrat eingesetzte Kommission 1993 herausgegeben hat[4].

[3] *Inventar der neueren Schweizer Architektur*, Bd. 4, *Delémont, Frauenfeld, Freiburg, Genf, Glarus*, hg. von der GESELLSCHAFT FÜR SCHWEIZERISCHE KUNSTGESCHICHTE, Bern 1982 (Freiburg S. 165–247).

[4] *Architecture contemporaine – Zeitgenössische Architektur*, 1940–1993, hg. von der COMMISSION DU RECENSEMENT ARCHITECTURAL CONTEMPORAIN, Freiburg 1993. Dem Verzeichnis liegt eine zwanzig Aktenordner füllende Dokumentation zu Grunde, die im kantonalen Bau- und Raumplanungsamt eingesehen werden kann.

Das Verzeichnis stellt insgesamt 181 Bauobjekte, darunter sechs Ingenieurbauten vor, die «genügend funktionale, konstruktive und formal-ästhetische Qualitäten haben, um zum architektonischen Kulturgut im Kanton Freiburg» gezählt zu werden. Der zeitliche Rahmen führt zwar unmittelbar an die Gegenwart heran, lässt aber in Bezug auf die INSA-Bände zwischen 1920 und 1940 eine Lücke von zwanzig Jahren klaffen, die immerhin durch ein dem «Esprit moderne» beziehungsweise dem «Neuen Bauen» gewidmetes Heft von «Pro Fribourg» und «brennpunkt region» (Redaktion: Christoph Allenspach) abgedeckt ist[5]; eine Verzettelung, die für Benutzer zwar ärgerlich ist, ihnen aber dennoch einen Spatz in die Hand gibt (die Taube auf dem Dach dürfte längst davongeflattert sein). In der Zeit zwischen 1920 und 1940, in der die architektonische Moderne wichtige Impulse und klassische Würden erhielt, entstanden in Freiburg qualitätvolle Bauten, die einen nationalen Vergleich nicht zu scheuen brauchen, vom Moderna-Gebäude am Boulevard de Pérolles bis zu den 1941 vollendeten Universitätsbauten von Miséricorde, die man als die grossen Abwesenden des Inventars der Jahre 1940 bis 1993 bezeichnen muss.

Die 181 erfassten Bauwerke des Kantons verteilen sich auf 61 Gemeinden und wurden von 135 Architekten oder Architekturbüros geschaffen: eine erstaunliche Spannbreite, die allerdings nicht vergessen lässt, dass die unzähligen Industrie- und Gewerbe-, Büro- und Wohnbauten, die uns umgeben, in der Regel von banaler Hässlichkeit sind; ist es ein Trost, dass das Freiburgerland auch in dieser Hinsicht dem helvetischen Durchschnitt entspricht? Dass es mitunter auch anders gehen kann, zeigt überraschenderweise ein kleiner Zweckbau, das Reservoir der Wasserversorgung Überstorf, das, wie weitere derartige Bauten in Rechthalten, Plasselb und Plaffeien, in den frühen fünfziger Jahren vom Ingenieur Beda Hefti errichtet wurde. Formal gekonnt durchgestaltet, ist dieses bescheidene Gebäude ein ansprechendes Beispiel für eine auf Zweckmässigkeit ausgerichtete moderne Architektur, die zwar weniger in die Augen fällt als eine der zahlreichen aus Versatzstücken des International Style zusammengeschusterten Schaufassaden, die zur visuellen Verschmutzung unseres Lebensraums beitragen, dafür aber auch nicht ins Auge geht.

Erst auf der Basis solcher in geduldiger Kleinarbeit zusammengestellter Inventare können eigentliche Führer für das breite Publikum verfasst werden, sei es dass diese wie Hermann Schöpfers bewährter «Kleiner Kunstführer» den Stadtbesuchern zeigen, dass Freiburg neben Gotik, Renaissance, Barock und Historismus mit der Universität Miséricorde, der Christ-König-Kirche, dem Hauptsitz der Kantonalbank und Tinguelys Jo-Siffert-Brunnen auch im Bereich der Moderne etwas zu bieten hat[6], sei es dass Fachleuten und interessierten Laien ein Nachschlagewerk wie der «Schweizer Architektur-

[5] *Freiburg Neues Bauen*, in: brennpunkt region 26/27 (1988); *L'esprit moderne*, in: Pro Fribourg 79 (1988).

[6] Hermann SCHÖPFER, *Kleiner Kunstführer Stadt Freiburg*, 2. Aufl., Freiburg 1997.

führer» in die Hand gegeben wird[7]. Graphisch streng gestaltet, stellt diese dreibändige und dreisprachige Publikation in Bildern, Plänen und Texten rund 1200 Bauten von Architekten und Ingenieuren vor, die «im Sinne einer Tradition der Moderne als bemerkenswerte Beispiele schweizerischer Baukultur» eingestuft werden können. Auch hier ist es der Begriff der Moderne, der als wertendes Kriterium die Auswahl bestimmt, die im übrigen nahtlos an die INSA-Bände anschliesst.

Für einmal wird der Kanton Freiburg nicht der im dritten Band gemeinsam mit dem Tessin behandelten Westschweiz zugeschlagen, sondern er bildet mit den beiden Basel, Aargau, Jura, Solothurn und Bern den Inhalt des zweiten Bandes. Die äusserst knappen Beschreibungen liefern den Beweis, dass sich auch mit wenig Worten informative Aussagen machen lassen. Vier Brücken, drei Staudämme und Talsperren sowie 25 öffentliche und private Bauten zeigen, wo im Kanton der hinter dem Herausgeber Willi E. Christen und der Redaktorin Christa Zeller stehende Bund Schweizer Architekten (BSA) moderne Architektur geortet hat. Abgesehen davon, dass auch Bauten der dreissiger Jahre einbezogen sind, kommen sämtliche Gebäude ebenfalls im erwähnten Verzeichnis der «Zeitgenössischen Architektur» Freiburgs vor, so dass hier keine «vergessenen» Bauwerke zu melden sind. Sobald man die beiden Publikationen nebeneinander legt, muss man feststellen, dass der dreibändige Führer bei der Namenschreibung lange nicht so sorgfältig redigiert wurde wie das Verzeichnis, in dem immerhin – dies sei als Kuriosum vermerkt – der grossstädtisches Flair verbreitende Boulevard de Pérolles in Bahnhofsnähe zu einer simplen Avenue degradiert ist.

Auf einer stark überarbeiteten italienischen Originalausgabe beruhend, stellt der «birkhäuser architekturführer schweiz» 550 ausgewählte Bauten vor, die, ebenfalls nach Kantonen geordnet, die einheimische Baukunst des 20. Jahrhunderts repräsentieren[8]. Es empfiehlt sich, diesen Band von hinten her zu lesen und mit Roman Hollensteins «Versuch einer Bestandsaufnahme» der aktuellen Schweizer Architektur zu beginnen. Hier werden einige Akzente und Richtpunkte gesetzt, die die Orientierung erleichtern. Zugleich wird deutlich, wie sehr die Deutschschweiz in der Architekturdiskussion der Nachkriegszeit dominiert; der Autor findet kaum mehr als das abgegriffene Schlagwort «Latinität», um das bauliche Schaffen der Romandie zu kennzeichnen.

Aufgrund der geographischen Randlage des Kantons Freiburg gerät die dortige Architektur in eine Art Niemandsland zwischen der Berner Szene mit einer «auf das sorgfältig durchdachte Einzelobjekt ausgerichteten Architektur» und der «bisher eher ruhigen» Architekturszene der Romandie. Neben

[7] *Schweizer Architekturführer – Guide d'architecture suisse – Guide to Swiss Architecture*, 1920–1990, hg. von Willi E. Christen, 3 Bde., [Zürich] 1992–1996.

[8] Mercedes Daguerre, *birkhäuser architekturführer schweiz, 20. jahrhundert*, aus dem Italienischen übers. von Ulrike Jauslin-Simon, mit einem Beitrag von Roman Hollenstein, Basel – Berlin – Boston 1997.

Jean-Luc Grobétys Erweiterung der Krankenpflegeschule in Freiburg (1994) wird mit der Wohnbebauung Cité du Grand Torry (1995) von Manfred Schafer ein neuer Akzent gesetzt. Sechs weitere freiburgische Bauten werden im Hauptteil vorgestellt, darunter, als merkwürdiger Aussenseiter, die Kantons- und Universitätsbibliothek (1905–1910), die nicht nur, um ihre universitäre Funktion amputiert, als simple Kantonsbibliothek angeführt, sondern zudem an den Sentier Guillaume Ritter 18 verlegt wird, so dass man sich nicht wundern sollte, wenn im hintersten Pérolles frustrierte Architekturfreaks mit diesem Führer in der Hand die Fahndung nach dem Büchertempel ergebnislos abbrechen. Auch die Beschreibung der Universität Miséricorde beweist, dass weder Autorin noch Bearbeiter in den letzten Jahren vor Ort waren, sonst könnten sie die schon längst aufgehobenen Ausstellungsräume des Museums für Kunst und Geschichte nicht als noch bestehend erwähnen.

Weitaus bescheidener als die beiden gesamtschweizerischen Führer gibt sich ein schmaler Band zur Gegenwartsarchitektur, dessen Titel, «La Romandie existe», mit Ben Vautiers provokativem Spruch über die nicht existierende Schweiz kokettiert[9]. Das von Roderick Hönig und Benedikt Loderer verfasste Buch bejaht zwar die Existenz der Westschweiz, um im Handkehrum zu verneinen, dass es eine spezifisch westschweizerische Architektur gäbe. Damit spiegelt es das Dilemma, das auch den Bereich der Literatur kennzeichnet: Es gibt keine welsche Bau- und Schreibkunst, sondern «nur» eine Bau- und Schreibkunst im Welschland. Geht es um die Bestimmung gemeinsamer Faktoren, die das Bauen in den Kantonen Genf, Waadt, Wallis, Neuenburg und Freiburg verbinden, werden Begriffe ins Spiel gebracht, die sich bei näherem Hinsehen als ziemlich schwammig erweisen. Der von Martin Steinmann und Maria Zurbuchen-Henz verfasste Begleitessay «Architektur mit einem Accent» bietet den Lesern eine Reihe von Beurteilungskriterien, die an eine Aufzählung verstaubter Klischees erinnern: Eleganz, Leichtigkeit, Gefälligkeit, sicherer Umgang mit Geist, Stil und Geschmack, all das was schon seit langem unter dem Etikett des «Lateinischen» dafür herhalten muss, den welschen «Esprit» gegen alemannische Gründlichkeit und Phantasielosigkeit auszuspielen. Versuchte man dagegen ganz allgemein, die helvetische Architekturszene auf Kennzeichen wie Genauigkeit in den Details, Suche nach dem Normalen oder Neigung zu minimalen Lösungen hin zu analysieren, kämen vermutlich, dies sei nebenbei bemerkt, mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen Deutsch- und Westschweizer Architektur zu Tage.

Das zweisprachige Bändchen präsentiert 25 Bauobjekte etwas ausführlicher in Text und Bild, dazu acht «weitere Bauten», denen die Ehre einer Kurzbeschreibung widerfährt. Unter dem Begriff «Hochland», der wohl erst verständlich wird, wenn man die Schweiz aus der Tiefe der Zürcher Gnomen betrachtet, werden auf je einer Doppelseite drei Freiburger Bauten sowie je

[9] Roderick Hönig und Benedikt Loderer, *La Romandie existe. Ein Führer zur Gegenwartsarchitektur*, Zürich 1998.

eine Schule in Neuenburg und Yverdon vorgestellt. Der Espace Gruyère in Bulle («Die Eis- in der Viehhalle»; Olivier Galfetti und Claude Matter, 1996–1998), die Sekundarschule von Domdidier («Die Mauer als Rückgrat»; Jean-Marc Ruffieux und Colette Ruffieux-Chehab, 1990–1993) und die Krankenpflegeschule in Freiburg («Das Janusgesicht»; Jean-Luc Grobéty, 1989–1994) repräsentieren jenen Bereich der einheimischen Bautätigkeit, dem es gelungen ist, «den Schritt vom gehobenen Durchschnitt zur Architektur» zu machen. Von den acht «weiteren Bauten» liegen vier im Kanton Freiburg, der damit von der Quantität her erstaunlich gut abschneidet: das Cartier-Lagerhaus (Jean Nouvel und Emmanuel Cattani, 1992) und die Holzverkleidung des Jumbo-Einkaufszentrums (Jacques Richter und Ignacio Dahl Rocha, 1995) in Villars-sur-Glâne, das Pflegeheim in Murten (Thomas Urfer, 1990) und die Berufsschule von Bulle (Max Bosshard, Christoph Luchsinger und Büro Roland Charrière, 1998). Was sonst noch in den neunziger Jahren von der öffentlichen Hand oder von privater Seite im Kanton errichtet wurde, dürfte somit, falls man gewillt ist, sich der Sehweise der Herausgeber anzuschliessen, unter dem gehobenen Durchschnitt liegen ...

Wen verwundert es, dass die meisten jüngeren und jungen Architektinnen und Architekten, deren Bauten in den bisher besprochenen Verzeichnissen und Führern vorgestellt werden, im gewichtigen «Architektenlexikon der Schweiz, 19./20. Jahrhundert» nicht vertreten sind[10]? In diesem lange erwarteten Nachschlagewerk stehen nicht Bauten im Mittelpunkt, sondern die Menschen, die diese entwarfen und meist auch errichteten. Klar gegliedert und übersichtlich gestaltet, ist das Lexikon ein Buch, in dem sich alle Benutzer leicht und rasch zurechtfinden. Jeder Eintrag besteht aus einem biographischen Abriss, der den Lebenslauf und die wichtigsten Projekte und ausgeführten Werke kurz vorstellt und in wenigen Ausnahmefällen – bei den internationalen Grössen – in ihr historisches Umfeld und die allgemeine bauliche Entwicklung stellt. Der knappe wissenschaftliche Apparat umfasst eine Werkauswahl und Hinweise zur Primär- und Sekundärliteratur, zu Ausstellungen und zum Verbleib des Nachlasses. Erfreulich grosse Abbildungen lockern die Seiten auf und bieten jenen, die sich vor allem vom Visuellen anziehen lassen und gerne in einem Buch hin und her blättern, die Möglichkeit, überraschende Querverbindungen, Entsprechungen und Kontraste zu entdecken. Den beiden Herausgeberinnen, den Bauhistorikerinnen Dorothee Huber und Isabelle Rucki, ist es gelungen, nicht nur kompetente Autorinnen und Autoren aus der ganzen Schweiz zu gewinnen, sondern das komplexe Projekt auch erfolgreich und überzeugend zu koordinieren. Für die Texte über die Freiburger Architekten zeichnen drei ausgewiesene Fachleute, Christoph Allenspach, Elisabeth Castellani Zahir und Hermann Schöpfer, verantwortlich.

[10] *Architektenlexikon der Schweiz, 19./20. Jahrhundert*, hg. von Isabelle Rucki und Dorothee Huber, Basel – Boston – Berlin 1998.

Unter den mehr als zwanzig Freiburger Architekten, die in die Auswahl Aufnahme fanden, sind keine Vertreter der jüngeren und jüngsten Generation anzutreffen, obwohl es unter ihnen durchaus Persönlichkeiten gibt, deren Bauten neben den Werken von internationalen Stars wie Mario Botta, Herzog & de Meuron oder Devanthéry und Lamunière bestehen können. Dafür erfahren wir überraschend viel über die Architekten, die seit den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts bis in die Nachkriegszeit hinein das Freiburger Stadtbild mitgeprägt haben. Legt man die einzelnen Puzzleteile zu einem Ganzen zusammen, erhält man eine solide Basis für die immer noch ungeschriebene Geschichte der Freiburger Architektur der Jahre 1830 bis 1960.

Dabei wird der Architekturbegriff erfreulicherweise in einem erweiterten Sinn verstanden, so dass auch die Tätigkeit von Ingenieuren und Brückenbauern wie Joseph Chaley (1795–1861) oder Henri Gicot (1897–1982) einbezogen werden kann. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren es weder spätmittelalterliche Strassenzeilen noch das Hauptportal oder der Turm von St. Nikolaus, auf denen der internationale Ruhm der Saanestadt gründete, sondern die gewaltige «Eisendrahtbrücke» über die Saane, die den zunehmenden Strassenverkehr direkt ins Burgquartier leitete und den Niedergang der Freiburger Unterstadt beschleunigte. Über die tatsächliche Länge des Weltrekordbaus besteht allerdings keineswegs Einigkeit. Waren es nun 246 m, wie Victor H. Bourgeois 1921 angibt, 265 m, wie im «brennpunkt region» Nr. 18 von 1986 zu lesen ist, oder gar 273 m, wie nun im Lexikon behauptet wird? Im übrigen dürfte es den nationalbewussten Walisern (und nicht nur ihnen) kaum gefallen, wenn ihre 1826 über die Meerenge von Menai erbaute Brücke im Artikel über Chaley nach England verlegt wird!

Ein weiterer Ingenieur, von dessen Wasserreservoirs hier bereits die Rede war, ist Beda Hefti (1897–1981), der als Spezialist für Schwimmbäder in der ganzen Schweiz tätig war und zahlreiche weitere Sportanlagen baute, darunter auch das Universitätsstadion neben der Kapelle St. Leonhard. Heftis schon längst abgerissene, baulich interessante Autogarage (1923) am Beginn des Boulevard de Pérolles bleibt in der Werkauswahl seltsamerweise unerwähnt. Als Vertreter des Neuen Bauens lässt sich der Ingenieur durchaus neben Denis Honegger und Fernand Dumas stellen, mit denen er auch zusammenarbeitete. Für den Leser eher ärgerlich sind Querverweise, die, wie im Artikel über Hefti der Verweis auf Schaller und Dénervaud, im Kreis herumführen. Schliesslich darf unter den Ingenieuren Guillaume Ritter (1835–1912) nicht fehlen, der die Wasserversorgung der Stadt Freiburg aufbaute, als «aventuriertechnicien» gewagte Projekte entwickelte und mit seiner teledynamischen Wasserkraftanlage zwischen Pérollessee und Pérollesebene der ersten Industrialisierung Freiburgs einen kräftigen Schub gab, dabei allerdings selbst ins wirtschaftliche Schleudern geriet. Der kurzsichtige und überflüssige Abriss, dem die Ritter-Halle 1992 zum Opfer fiel, war der Gnadenstoss, den die Freiburger Behörden dem visionären Ingenieur posthum versetzten.

Äusserst nützlich für die Freiburger Baugeschichte des 19. Jahrhunderts sind die Artikel über Joseph de Raemy (1800–1873), Johann Jakob Weibel

(1812–1851), Hans Rychner (1813–1869), Joseph-Fidel Leimbacher (1813–1864) und Joseph Emmanuel Hochstättler (1820–1880), die uns mit weniger bekannten Aspekten der einheimischen Baukunst bekannt machen. Hier öffnet sich ein weites Feld für vertiefende Forschungen, zumal die ganze Periode bisher sträflich vernachlässigt worden ist. So erwähnt beispielsweise die «Encyclopédie du Canton de Fribourg» von 1977 keinen der fünf genannten Architekten, während in der Kantonsgeschichte von 1981 wenigstens Fidel Leimbacher, wenn auch mit falschen Lebensdaten, als Architekt der Kirche von Belfaux, einem in der Schweiz der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einmaligen Bau, Aufnahme gefunden hat[11].

Etwas bekannter als die klassizistischen Architekten sind die Vertreter der Freiburger Gründerzeit, wie Adolphe Fraisse (1835–1900), Ambroise Villard (1841–1903), Frédéric Broillet (1861–1927), Léon Hertling (1867–1948), Charles-Albert Wulffleff (1874 – um 1936) und Rudolph Spielmann (1877–1931). Fraisse war nicht nur der Erbauer der längst der Spitzhacke zum Opfer gefallenen Villen an der St. Petersgasse, sondern er errichtete auch das einst glanzvolle Hotel Terminus (1895), das demnächst nur noch in der Erinnerung einiger einheimischer Nostalgiker und ausländischer Asylbewerber weiterleben dürfte. Während der historistische Profanbau Spekulations- und Abrissgelüsten weitgehend ungeschützt ausgeliefert ist – man denke nur an die prächtige Villa an der Friesgasse 2 (1900) von Frédéric Broillet, mit deren frühzeitigem Abriss ebenso vollendete Tatsachen geschaffen wurden wie mit der schonungslosen Beseitigung der Cuony-Apotheke an der Bahnhofallee (1966!), deren Baulücke sich im Laufe der Jahrzehnte immerhin in ein bretterzaungeschütztes urbanes Biotop verwandelt hat –, scheint die Sakralarchitektur sozusagen unter höherem Schutz zu stehen, der allerdings auch nicht verhindern kann, dass zwar nicht die Bausubstanz, so doch die Einrichtung und Ausstattung entstellt und banalisiert werden. Dennoch ist es reizvoll und anregend, auf einer virtuellen Kantonsreise die neugotischen Kirchen von Heitenried (Broillet/Wulffleff, 1904/05), Farvagny-le-Grand (Villard, 1886/89) und Châtel-Saint-Denis (Fraisse, 1872/75) miteinander zu vergleichen und – als Kontrastprogramm – die monumental-klassizistische Pfarrkirche von Belfaux (Leimbacher, 1841/52) zu besuchen, bevor man sich mit der eklektizistischen Kirche von Villarlod (Spielmann, 1910/11), der neo-

[11] Vgl. dazu auch Hermann Schöpfer, *Der Architekt Johann Jakob Weibel (1812–1851) und sein Schulhausbau in Murten*, in: Unsere Kunstdenkmäler 1975, Nr. 2, S. 168–175; Aloys Lauper, *Les premières salles de danse de Fribourg*, in: Patrimoine fribourgeois / Freiburger Kulturgüter 8 (1997), S. 27–35 (Joseph de Raemy, Johann Jakob Weibel); Hermann Schöpfer, *Die Uhrenmacherhäuser in Murten*, in: Patrimoine fribourgeois / Freiburger Kulturgüter 8 (1997), S. 42–50 (Hans Rychner); Hermann Schöpfer, *Im Dienste neuer Ideen: die Klöster und ihre Umnutzung nach 1848*, in: Fribourg et l'Etat fédéral: intégration politique et sociale – Freiburgs Integration in Staat und Gesellschaft der Schweiz, 1848–1998, Freiburg 1999, S. 373–388 (Johann Jakob Weibel).

frühchristlichen Pfarrkirche St. Peter in Freiburg (Dumas, 1928/32) und der Christ-König-Kirche (Honegger, 1952/55)[12] gemächlich der Gegenwart nähert.

Die in der Zwischenkriegszeit tätigen Architekten, die Aufnahme ins Lexikon fanden, sind neben dem bereits erwähnten Frédéric Broillet[13] dessen zeitweiliger Büropartner Augustin Genoud (1885–1963), zu dessen Hauptbauten das Neiglen-Schulhaus (1931/32) und die Pfarrkirche Wünnewil (1931/33) gehören, Denis Honegger (1907–1981), dessen Universitätsneubau (1937/41) Freiburg zu einem obligaten Reizeziel der Architekturstudenten werden liess, Fernand Dumas (1892–1956), eine der «schillernden Figuren der Westschweizer Architektur», der zahlreiche Pfarrkirchen schuf und am Bau der Universität Miséricorde mitbeteiligt war, zudem die Bürogemeinschaft von Léonard Dénervaud (1889–1955) und Joseph Schaller (1891–1936), die mit dem Moderna-Gebäude am Boulevard de Pérolles (1930/32) einen zukunftweisenden Geschäfts- und Wohnbau errichteten.

Wenn man im Lexikon nicht nur Freiburger, sondern auch andere Architekten sucht, die in der Stadt oder im Kanton bauten, wird man bei den wenigen international und national bekannten Grössen des zeitgenössischen Bauens (Atelier 5, Pierre Zoelly, Mario Botta) fündig, stösst aber auch auf nützliche Informationen über die Schöpfer einiger markanter Freiburger Bauwerke. Theodor Gohl (1844–1910), Erbauer der ehemaligen Freiburger Hauptpost (1897/1900) mit ihrer theatralischen Fassade, hat in der ganzen Schweiz repräsentative Bauten errichtet, während Alexandre Bordigoni (1865–1941), der einige Wohn- und Geschäftshäuser im Pérollesquartier (in der Werkauswahl nicht erwähnt) entwarf, vor allem in Genf tätig war. August Hardegger (1858–1927), einer der meistbeschäftigten Kirchenbauer der Schweiz, errichtete 1903 in Freiburg die Akademie Heilig-Kreuz (in der Werkauswahl nicht erwähnt), und Henry Berthold von Fischer (1861–1949), der in Bern zahlreiche prachtvolle Villen schuf, zeichnete für die Anbauten an das Schloss La Poya (1911, in der Werkauswahl nicht erwähnt) verantwortlich. Dem italienischen Futurismus und dem Neuen Bauen verpflichtet, entwarf Alberto Sartoris (1901–1998) mit der Kirche Notre-Dame du Phare (1931) eine nie realisierte Kathedrale für die Saanestadt. Otto Heinrich Senn (1902–1993), einer der bekanntesten Vertreter der Schweizer Moderne, der im Berliner Hansaviertel mit einem Wohnhaus vertreten ist, war für die Erweiterung der Freiburger Kantons- und Universitätsbibliothek (1967–1975) zuständig. Schliesslich sind die 1964/67 von William Dunkel an der Joseph-Chaley-Strasse errichteten Wohnblöcke (in der Werkauswahl nicht erwähnt)

[12] Vgl. *L'église du Christ-Roi à Fribourg*, in: Patrimoine fribourgeois / Freiburger Kulturgüter 10 (1998).

[13] Zum Architekturbüro Broillet/Wulffleff vgl. auch Aloys Lauper, *Swiss made: le Casino de Fribourg*, in: Fribourg et l'État fédéral: intégration politique et sociale – Freiburgs Integration in Staat und Gesellschaft der Schweiz, 1848–1998, Freiburg 1999, S. 357–372.

ein gutes Beispiel für das Werk dieses undogmatischen Entwerfers und ETH-Professors.

Der einzige lebende Freiburger Architekt, der es geschafft hat, in die kleine Auswahl jener, «deren Werk einen gewissen Umfang erreicht hat und von exemplarischer Bedeutung ist für die Architektur der Gegenwart», zu gelangen, ist Jean Pythoud, 1925 in Neirivue geboren[14]. Obwohl er nie ausserhalb des Kantons baute, besitzen seine Werke Beispielcharakter, und vielleicht werden in ein paar Jahren die Architekturstudenten unter anderem auch nach Freiburg kommen, um sich die Wohnblöcke der Genossenschaft La Solidarité (1959/63) und der Sicoop auf dem Schönberg (1966/72) anzuschauen. Räumliche Komplexität und Funktionalität trotz aller Sparsamkeit der eingesetzten Mittel: die Quadratur des Kreises scheint Pythoud in abwechlungsreichen Raumlösungen zu gelingen, die «zu den innovativen Leistungen in der Tradition der Schweizer Moderne zu zählen» sind. Städtischer Wohnungsbau ist für den heutigen Architekten jedoch nicht möglich ohne die Berücksichtigung grösserer Zusammenhänge und des gesamten Umfeldes, das die komplexe Funktionsweise eines urbanen Raums bestimmt; neben die Architektur hat deshalb zu treten, was Jean Pythoud «Urbatektur» nennt: Stadtbaukunst, die ihrem Anspruch tatsächlich gerecht wird.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

[14] Vgl. auch Christoph ALLENSPACH, Gilles BARBEY, Alberto SARTORIS und Walther TSCHOPP, *Einfach in den Mitteln. Der Architekt Jean Pythoud*, Freiburg 1995 (= Pro Fribourg, 106).